

Spiele und Lernen - sind das Gegensätze?

Ausgespielt?

Sind wir endlich da angekommen, unnütz verspielte Zeit in ergebnisorientierte Lernzeit verwandelt zu haben und damit kleine Kinder frühzeitig und effektiv auf ihr zukünftiges Leben, nämlich die Schule vorzubereiten? Kann die „atomare Kriegsführung“, wie Amy Chua, Bestsellerautorin von „Mutter des Erfolgs“ ihre Form der Erziehung beschreibt und damit meint, der Erwachsene muss das Kind zu seinem Glück zwingen, nicht unser zukünftiges Leitbild sein, hat sie doch offenbar Erfolg damit, die Kinder dazu zu bringen, zu tun, was sie von ihnen will? Ist „je früher“ nicht „desto besser“? Sind Bildungsprogramme nach wissenschaftlichen Standards im Kindergarten nicht endlich das, was Kinder adäquat auf die Zukunft vorbereitet? Müssen wir sie nicht dringend frühzeitig wettbewerbsfähig machen?

Oder leiden die Kinder vielmehr unter einem Spieldefizitsyndrom? Unter einem Naturdefizitsyndrom? Unter einem Sozialdefizitsyndrom? Nimmt nicht die Zahl der Kinder zu, die verhaltensauffällig, unsicher, aufmerksamkeitsgestört, einsam und unglücklich sind? Haben wir es nicht vermehrt mit Kindern zu tun, die ihren Körper nicht mehr richtig benutzen können und ihm nicht mehr vertrauen, Kinder, denen wesentliche Erlebnisse fehlen mit der Natur, mit den eigenen Grenzen, mit anderen Kindern ohne Aufsicht der Erwachsenen, Kinder, denen echte Abenteuer fehlen, die nur noch virtuelle kennen? Haben wir vergessen, dass immer das ganze Kind in den Kindergarten kommt? Mit Körper, Seele und Geist? Und nicht nur der Kopf?

Bei der ganzen leidenschaftlich geführten Diskussion um die optimale Förderung der Kinder gewinnt man den Eindruck, dass die Hauptsache, bzw. die Hauptperson, das Kind, dessen Entwicklung ganz eigenen Entwicklungsgesetzmäßigkeiten folgt, die universell das Leben der Kinder bestimmen und bestimmen, zunehmend außer Acht gelassen werden. Das wiederum öffnet Tür und Tor für die bizarrsten Theorien darüber, was für Kinder heute gut und richtig sein soll. (siehe Amy Chuan) Die Moden diesbezüglich ändern sich permanent und verunsichern Eltern und Erzieher.

Herbert Renz-Polster plädiert in seinem sehr lesenswerten Buch: „Menschenkinder“ (München 2011) daher für eine „artgerechte Erziehung“ der Kinder unter Berücksichtigung eben dieser Gesetzmäßigkeiten.

Es ist hier nicht der Raum, darauf näher einzugehen. Ich möchte daher diese Gesetzmäßigkeiten vor allem unter dem Aspekt des kindlichen Spiels betrachten.

Was braucht das Kind für seine Entwicklung?

Rein intellektuelle Fähigkeiten, auf die die viele Eltern heute so stolz sind, wenn das Kind sie vor der (Schul-)Zeit beherrscht: lesen, schreiben und rechnen, sehe ich bei der Entwicklung des Kindergartenkindes als unwesentlich an, diese Fähigkeiten bilden sich nicht besser aus, nur weil man sie früh erwirbt. Im Gegenteil zeigen neueste Studien, dass Kinder, die spät lesen und schreiben gelernt haben, nach wenigen Jahren den Frühlernern beim Lesen überlegen sind. Wie das schöne afrikanische Sprichwort sagt: „Das Gras wächst nicht schneller, wenn man daran zieht.“

Wesentlich hingegen ist, das Augenmerk einerseits auf die Persönlichkeitsentwicklung zu richten. Die Entwicklung der geistigen Fähigkeiten andererseits findet nicht dadurch statt, dass dem Kind intellektuelles Futter verabreicht wird, sondern das Kind schafft sich durch sein spielerisches Tun, sein eigenes Experimentieren, seine Erfahrungen mit sich und mit

anderen die Grundlagen, die es für eine spätere Entfaltung seiner geistigen Fähigkeiten braucht.

Der Mensch entwickelt sich in Phasen oder Stufen und diese Entwicklung dauert ein Leben lang an. Am deutlichsten zeigt sich Entwicklung in der Kindheit. Das Kind muss einerseits zu einem sozialen Wesen werden, das fähig ist, sich an und mit seiner Umwelt zu entwickeln, das allgemeine Regeln, von erzieherischen Maßgaben der Eltern bis zu staatlich geregelten Gesetzen einsieht und akzeptiert. Es soll zum Mitmenschen werden, der fähig ist, den anderen Menschen als ein individuelles Wesen zu sehen, der die Grenzen des anderen akzeptiert, der Mitleid empfinden kann und seine Kraft in den Dienst von anderen stellen kann.

Andererseits soll sich das Kind aber auch zu einem ganz individuellen Wesen entwickeln, zu einem Menschen, der seinen eigenen „roten Faden“ im Leben erkennen lernt, der seine eigenen Fähigkeiten einschätzen und weiterentwickeln kann, aber auch seine Beschränkungen kennt und akzeptieren kann. Es soll zu einem Menschen werden, der kreative Lösungen für Probleme findet, der eigenverantwortlich zu handeln im Stande ist, der mit anderen Menschen zusammen leben und arbeiten kann.

Und wie lernt das Kind all das?

Vor allem für seine Entwicklung in den ersten Jahren, aber auch später, benötigt das Kind nicht nur stabile Beziehungen und eigene, individuelle Zeiträume zu seiner Entfaltung, sondern auch Lebens- und Entwicklungsräume im Sinne von Seelenräumen. Gemeint ist der seelische Raum, der Schutz und Halt vermittelt, zum Beispiel durch Rituale, durch Struktur und Rhythmus, der gleichzeitig aber auch Entfaltungsraum ist, indem der Erwachsene Wärme gibt, Zuwendung, Anteilnahme und Spielraum. Der Erwachsene ist hier aufgerufen, in diesem Raum die für das Kind in seiner jeweiligen Entwicklungsphase nötige Nähe, aber auch die nötige Distanz herzustellen. Insbesondere die Frage, wie viel Raum das Kind für sich braucht und wie es sich diesen schafft, verlangt viel Einfühlungsvermögen des Erwachsenen. Unabdingbar für das konzentrierte, hingebungsvolle Spiel des Kindes ist das Gefühl von Sicherheit, das der anwesende Erwachsene ihm vermittelt. Und gleichzeitig braucht das Kind einen Raum für Geheimnisse, wo es ohne die permanente Aufsicht der Erwachsenen spielen kann, je älter das Kind ist, desto größer wird sein Bedürfnis danach.

Ein Kind braucht seine eigene Zeit für seine Entwicklung, es lernt das, was seiner Entwicklung gemäß ist von alleine, wenn es mit der nötigen Geduld und Ruhe begleitet wird und wenn man ihm seine Umgebung so gestaltet, dass es eigene Erfahrungen machen kann.

Für das Spielverhalten des gesunden Kindes gilt: Das Kind ist mit drei Jahren in der Lage, das Spiel als Lebensbewältigung und Existenzsicherung zu nutzen. Vorher war das Kind stärker interessiert an den Tätigkeiten der Erwachsenen, die es sich im nachahmenden Spiel zu eigen gemacht hat. Das Spiel wird nun im Zusammenhang mit anderen Kindern nach und nach von einem Nebeneinander zu einem Miteinander. Das Kind erwirbt sich soziale Fähigkeiten. Es kann jetzt ausdauernd spielen und je näher es dem Schulalter kommt, desto planvoller spielt es auch. Es weiß dann bereits am Morgen, womit es sich im Kindergarten beschäftigen will. Vorher ließ sich das Kind stärker von dem anregen, was um es herum geschah.

In den Kindergartenjahren ist das Kind von sich aus noch nicht daran interessiert, besser als jemand anderes sein zu wollen, Wettbewerbsgedanken sind ihm fremd. Sein Bemühen geht dahin, für sich etwas zu erproben, heute höher klettern zu können als gestern, noch ein dickeres Holz durchzusägen als bisher, noch mehr Seilsprünge zu schaffen, aber nicht, sich

mit anderen darin zu messen - es sei denn, der Wettbewerbsgedanke wird vom Erwachsenen an das Kind herangetragen.

Kommt das Kind dann in die Schule hat es bei gut verlaufener bisheriger Entwicklung eine solide Basis, sich auch intellektuelles Wissen anzueignen. Jetzt kann es anfänglich verantwortungsvolle Aufgaben auch im häuslichen Bereich übernehmen. Aber auch gerade jetzt, wo viele verschiedene Eindrücke auf es einströmen und Anforderungen auf das Kind zukommen, braucht es Zeit, um das alles spielerisch verarbeiten zu können.

Entwicklung wohin?

Wenn man von Entwicklung spricht, stellt sich natürlich unmittelbar die Frage nach der Zielsetzung. Wohin will, wohin soll sich das Kind, der junge Mensch entwickeln? Philosophisch gesprochen würde ich es so formulieren: Als das Ziel der menschlichen Entwicklung gilt in meinen Augen die Freiheit als diejenige Eigenschaft, die uns am meisten vom Tier unterscheidet. Frei von Instinktverhalten, Trieben und Begierden, frei auch von Außeneinflüssen jeder Art, frei, selbstbestimmt und eigenverantwortlich die als notwendig erachteten Aufgaben, die das Leben stellt, zu meistern.

So gesehen bleiben wir immer in Entwicklung begriffene Individuen.

Wie erkenne ich als Erziehender, was das Kind braucht für seine individuelle Entwicklung? Sicher ist dies nicht ein vorgegebenes Lernprogramm, das für alle Kinder das Gleiche zur gleichen Zeit vorsieht.

Die unabdingbare Voraussetzung des Erwachsenen für gelingende Erziehung hierfür heißt vielmehr „wahr-nehmen“ und zwar im eigentlichen Wortsinn. Es bedeutet, das Kind in seinem eigentlichen Wesen zu erkennen, Abstand zu nehmen von den eigenen Vorstellungen, von den Wünschen darüber, wie man das Kind gerne hätte, von Vorurteilen, und seien sie noch so positiv oder davon, was es jetzt laut Plan zu lernen hätte. Hingegen muss man einen unverstellten Blick gewinnen und das Kind betrachten mit den Fragen:

Wer bist du? Was brauchst du? Wo willst du hin? Was brauchst du von mir? Was verlangt die Situation? Wohin geht dein Interesse? Welches ist die Aufgabe, die du dir gerade vorgenommen hast?

Lernprogramme stehen dem grundsätzlich im Wege, wenn sie die Lernziele im Vorhinein bestimmen, ebenso wie Erziehungsratgeber, die versprechen, für jede Situation eine Pauschallösung parat zu haben. Was der Erwachsene aber braucht, um sich auf diese Weise auf ein Kind einzulassen, um seine Einzigartigkeit zu erkennen, ist *Muße* und *Aufmerksamkeit*. Einfach ist das sicherlich nicht, wenn man bedenkt, unter welchem Zeitdruck heute die Familien stehen, wenn beide Eltern Vollzeit arbeiten wollen oder müssen, wenn die zur Verfügung stehende Zeit, ohne Programm, immer knapper wird. Wie sollen Erzieherinnen in Kitas, die oft hoffnungslos überfüllt sind, weil es an Personal mangelt, noch ausreichend Zeit für die Bedürfnisse des einzelnen Kindes aufbringen? Denn, um nicht falsch verstanden zu werden: einfach die Kinder machen lassen ist nicht generell die bessere Alternative dazu, das Lernen von Anfang an zu verschulen. Nur aus der genauen Wahrnehmung dessen, was ich am Kind und seinem Tun beobachte, kann ich sein Tun und damit sein Lernen unterstützen.

Recht auf Spiel

Nicht von ungefähr ist das Recht auf Spiel Teil der inzwischen auch in Deutschland ratifizierten UN-Kinderrechtskonvention. Es sollte uns zu denken geben, dass der UN-Experte und Sonderberichterstatter Muñoz auf der 4.Sitzung des UN-Rates 2007 Bedenken äußerte,

dass die vorschulische Bildung in Deutschland zu sehr „formalisiert und so das Spiel als pädagogisches Mittel und Grundrecht abgeschafft werde“.¹

Spielforscher gehen davon aus, dass Kinder bis zum vollendeten 6. Lebensjahr 15 000 Stunden spielen *müssen*, das sind etwa 6-7 Stunden pro Tag. Und damit sind keine vorgegebenen Spiele gemeint, sondern das freie, selbstbestimmte Spiel!

Spiel ist Mittel der Selbst- und Welterkenntnis, es dient dem Kind, seine Fähigkeiten, körperliche, soziale und intellektuelle, zur Entfaltung zu bringen. Es schafft eine schöpferische Beziehung zur Welt. Das Spiel trägt seinen Wert in sich. Das ist ein Wesensmerkmal von Spiel überhaupt- richtig verstanden. Aber dazu später mehr.

Nun gibt es aber noch einen wesentlichen Aspekt, der in der Betrachtung des Spiels oft etwas vernachlässigt wird: das freie Spiel als Lebensbewältigung.

Kinder sind vielfältigen Eindrücken ausgesetzt, Eindrücken, die sich nur schwer verarbeiten können, die ihre Seele belasten. Sie haben noch nicht die Fähigkeit, diese Eindrücke ausreichend verbalisieren oder reflektieren zu können, aber sie haben ein für sie adäquates Mittel: das Spiel.

Seelenerlebnisse, die nicht verarbeitet sind, nisten sich im Seelenleben des Kindes ein und wirken krankmachend. Wenn der Atmungsprozess zwischen Seele und Welt, der das Gefühlsleben ausmacht, durch zu starke Eindrücke von außen gestört ist, hat das zur Folge, dass das Kind dann nur Außenwelt aufnimmt, sie aber sozusagen nicht „ausatmen“ kann. Die meisten Kinder können Eindrücke, solange sie nicht übermächtig werden, im freien Spiel bearbeiten, verwandeln, handhabbar machen, dazu Distanz gewinnen. Spiel ist die Quelle von Selbstwirksamkeitserfahrungen.

Über das Spiel kann das Kind sein Gefühlsleben ordnen, es kann gemachte Erfahrungen integrieren und zukünftige Ereignisse antizipieren.

Wie Kinder sich auf die Zukunft vorbereiten

Kinder haben, wie wir gesehen haben, - mit unserer Hilfe - den schwierigen Balanceakt zu meistern, einerseits zu sozialen Wesen und andererseits zu individuellen Wesen zu werden.

Wir haben als Erzieher für die leibliche, seelische und geistige Gesundheit der Kinder Sorge zu tragen. Sie sollen sich zu selbständigen und selbstbestimmten Menschen entwickeln können, die sich eigene Ziele zu setzen vermögen, die die in ihnen liegenden Möglichkeiten und Fähigkeiten entdecken und erweitern können, die Entdeckerfreude und Weltinteresse entwickeln und zu schöpferischem Handeln fähig sind. Denn *sie* sind es, die Zukunft gestalten werden. Wir wissen nicht, wie die Zukunft aussehen wird, deshalb ist das, was wir an Faktenwissen vermitteln können zweitrangig gegenüber der Fähigkeit, eigenständig denken zu lernen und für Probleme kreative Lösungsmöglichkeiten zu finden.

Wie wir aus der Hirnforschung wissen, sind die synaptischen Verbindungen der Nervenzellen untereinander, dort wo es um Aufmerksamkeit, Planen und das Selbstbild geht, zwischen dem 3. und dem 6. Lebensjahr am vielfältigsten und entwicklungsfähigsten. Die Verbindungen, die nicht gebraucht werden, werden wieder aufgelöst, wenn sie nicht angeregt und benützt werden. Die Möglichkeit, neue Synapsen zu bilden und zu verknüpfen, ist in der Kindheit und Jugend am größten. Deshalb braucht das Kind viele unterschiedliche Anregungen durch wiederkehrende Tätigkeiten, die es nachahmen kann, zur Stabilisierung der Synapsenverbindungen und Ausreifung der Gehirnstrukturen. Wohlgemerkt: „Tätigkeit“, also das eigene Tun ist hier das Schlüsselwort, nicht „hören“ oder „sehen“.

¹ Quelle: Süddeutsche Zeitung Nr. 68

Zur Frage der Nachahmung äußert sich ergänzend dazu Daniel Goleman, der durch seinen Blick auf die emotionale Intelligenz des Menschen bekannt gewordene Autor, in seinem Buch „Soziale Intelligenz“ wie folgt: „Es gibt eine Vielzahl von Systemen mit Spiegelneuronen im Gehirn, nicht nur für die Imitation von Bewegungen, sondern auch für das Erfassen von Absichten, für die Interpretation des sozialen Sinns von Handlungen und für das Entziffern von Gefühlen.“² Er zitiert in diesem Zusammenhang auch den amerikanischen Psychologen Daniel Stern, der die Meinung vertritt, dass die für die Nachahmung zuständigen Neuronen immer dann im Spiel seien, wenn wir den inneren Zustand einer anderen Person erfassen oder ihre Gefühle nachempfinden.

Vielleicht gibt diese Aussage auch einen Hinweis darauf, weshalb Pädagogen bemerken, dass Kinder zunehmend weniger in der Lage sind, Erwachsene nachzuahmen: In dem Maße, in dem sich der Erwachsene nicht mehr ganz mit seinem Tun verbindet, z. B. weil er gedanklich bei anderen Dingen ist, oder gar verschiedene Dinge gleichzeitig tut, müsste – denkt man die Aussage Daniel Sterns weiter – Verwirrung bei dem beobachtenden Kind entstehen und es würde damit an der Nachahmung gehindert. Ein anderes Hindernis für die Nachahmung ist die für das Kind undurchschaubare Tätigkeit, beispielsweise durch den Gebrauch technischer Geräte, an sich. Das gleiche gilt für die Erzieherin, die im Beisein der Kinder Berichte schreiben muss, anstatt Marmelade einzukochen, zu gärtnern oder zu backen.

Kinder lernen immer bei all ihrem Tun.

„Lernen ist im Vorschulalter kein zentraler, sondern ein peripherer Prozess. Das Kind lernt nicht in der Distanz seiner selbst zu den Ereignissen, sondern in der Eingebundenheit in diese“³, so der Dortmunder Diplompädagoge Wolfgang Saßmannshausen.

Nur mit Hilfe der sinnlichen Wahrnehmung erlebt das Kind den Sinn, der den Erscheinungen innewohnt.

Hat das Kind im Vorschulalter ausreichend Gelegenheit, mit all seinen Sinnen Erfahrungen zu machen, nach dem Motto: „Probieren geht über studieren“, ist es in der Lage, als Schulkind das, was es in den ersten Lebensjahren im Spiel erprobt und erfahren hat, als Gesetzmäßigkeit zu erkennen.

Pädagogische Frühförderung findet gerade da nicht in adäquater Weise statt, wo intellektuelles Wissen im Vordergrund steht. In der Folge der erschreckenden Ergebnisse der Pisa-Studie wird gerade dieser Schluss aber gezogen.

Selbstwirksamkeitserfahrungen („ich kann das“) über das freie Spielen und Gestalten, die Freude am Tun und am Gelingen schafft eine lebenslange Motivation, Dinge auszuprobieren, Mut zu Neuem zu entwickeln und konzentriert bei der Sache zu bleiben. Wenn Kinder immer wieder eigene Lösungsmöglichkeiten für die selbst gestellten Aufgaben entwickeln konnten, entwickeln sie Handlungskompetenz auch für Aufgaben, die sich in der Zukunft stellen werden. Erleben die Kinder vor allem in der frühen Kindheit dabei Erwachsene, die ihr Spiel mit Interesse begleiten, die die Wichtigkeit der kindlichen Aktivität sehen, die die Kinder

² Daniel Goleman, Soziale Intelligenz, S. 69

³ Wolfgang Saßmannshausen in: Fängt der frühe Vogel den Wurm? Waldorf, Forum der Freien Waldorfschulen in Baden- Württemberg, Nr.19, 2007, S. 6

ermuntern und anregen, so erlebt das Kind Freude und Bestätigung. Oder wie es der Pädagoge Karl Gebauer ausdrückt: „Kinder brauchen Erfolg durch Urheberchaft und Resonanz“.⁴

Dadurch können sich kognitive und emotionale Erlebnisse verbinden und es entwickelt sich daraus, so die Neurobiologen, ein differenziertes neuronales Netzwerk. Damit werden Grundlagen gelegt für die kognitiv-psychoziale Kompetenz.

Ist ein Kind spielunfähig, zum Beispiel weil es ihm an Sicherheit mangelt oder weil es mediengeschädigt ist, ist das ein ernst zu nehmendes Symptom für eine mögliche Verhaltensstörung.

„Angesichts der offenkundigen Zunahme von Sprachentwicklungsstörungen, Aufmerksamkeitsdefiziten, Lernstörungen und Hyperaktivität ist es dringlich, das gleichermaßen zunehmende Syndrom der Spielunlust mit seinen möglichen Auswirkungen auf die Entwicklung von Lernmotivation, Aufmerksamkeitsregulation, Handlungsplanung und symbolischer und sprachlicher Integration ernst zu nehmen.“ (M.Papousek in : Hüther, Kinder brauchen Spielräume, S.39)

Warum Lernspiele keine Spiele sind

Lernen, bunt verpackt als „Lernspiel“ hat mit Spielen wenig zu tun. Hier wird das eigentliche Spiel funktionalisiert. Was genau zeichnet das Spiel im engen und eigentlichen Sinne denn aus? Fragen wir die Spielforscher:

Am hilfreichsten zum Verständnis des Spiels sind vielleicht die Merkmale, die Scheuerl⁵ herausgearbeitet hat. Die wichtigsten sind:

- Spiel ist frei von Ziel- und Zwecksetzungen, die von außen kommen,
- es hat sein Ziel in sich,
- es findet im Bereich des „als-ob“ statt,
- um seinen inneren Freiraum erhalten zu können, muss es nach außen abgeschlossen sein,
- Spiel findet immer im Hier und Jetzt statt.

Halten wir hier noch mal fest: Das Spiel, von dem hier die ganze Zeit die Rede ist und das verantwortlich gemacht wird für die Entwicklung von körperlichen, seelischen und geistigen Fähigkeiten des Kindes, die Art von Spiel, die emotionale und soziale Reifung ermöglicht, ist eben gerade nicht ein vom Erwachsenen intendiertes Spiel, sondern es ist eines vom Kinde motiviertes, zweckfreies, spontanes.

Die tätigkeitszentrierte Motivation, das Fluss-erleben (flow), wie es Csikszentmihaly⁶ genannt hat, wird in der neueren Spielforschung hervorgehoben: Die Erfahrung beim Spiel sei die, so der Psychologe, dass man sich optimal beansprucht fühle, der Handlungsablauf glatt und flüssig vonstatten gehe, die Konzentration von selbst erfolge, das Zeiterleben ausgeschaltet sei und man selbst erlebe sich nicht abgehoben vom Tun, sondern gehe in ihm auf.

Diese Definition verweist insbesondere auf die Verwandtschaft des Spiels mit jedem anderen kreativen Prozess, sei es in der Wissenschaft, der Forschung oder der Kunst.

Kreatives Handeln in diesen Bereichen wird selbstverständlich als notwendig erkannt, der Umkehrschluss ist nicht gleichermaßen eindeutig.

⁴ Vortrag vom 16.3.07, gehalten im Kloster Marienberg

⁵ Hans Scheuerl, Beiträge zur Theorie des Spiels

⁶ Mihaly Csikszentmihaly, Das Flow-Erlebnis

„Der Erwachsene arbeitet, das Kind spielt“: heißt dies, dass das, was der Erwachsene tut, Ernst ist, das aber, was das Kind tut, nur Zeitvertreib?

Wenn man die Diskussion um die Frühförderung unserer Kinder verfolgt, könnte man zu diesem Schluss kommen. Will allerdings der Mensch seiner Zeit gerecht werden, muss er seine in ihm wohnenden schöpferischen Kräfte in seiner Arbeit ebenso wie in seiner Freizeit zur Entfaltung bringen, denn das ist es, was die heutige, sich ständig verändernde Zeit verlangt, nicht nur damit der Mensch sich selber realisieren kann, sondern weil er in Zukunft nicht mehr anders bestehen können wird.

Beobachten wir ein gesundes Kind beim Spielen, so können wir erleben, wie es völlig versunken in seiner Tätigkeit aufgeht. Gisela Ammon zieht daraus folgenden Schluss:

„Wir müssen annehmen, dass das intensive und konzentrierte Spielen in der Kindheit die konzentrierte Kraft und Hingabefähigkeit der Arbeit des erwachsenen Menschen nach sich zieht“⁷.

Das sollte uns zu denken geben im Hinblick auf den von allen Erziehern und Lehrern beklagten zunehmenden Konzentrationsmangel der Kinder, ihr schlechtes Durchhaltevermögen und ihre mangelnde Frustrationstoleranz.

Und all das, was wir jetzt vom Sinn des freien Spiels gehört haben, soll durch Frühförderprogramme für englischer Sprache, Lesen, Schreiben, Rechnen und Physik ersetzt werden?

Bedenken wir in diesem Zusammenhang auch, dass Spiel Zeit braucht, das nicht mal so eben zwischen zwei angeblich wichtigere pädagogische Programmpunkte geschoben werden kann.

Wir sollten nicht länger zulassen, dass Kinder heute zunehmend bestimmt werden vom hektischen Zeitplan der Erwachsenen, ihrem Ehrgeiz und ihrer Vorstellung von Zukunft. Vertrauen wir wieder darauf, dass ein gesundes Kind weiß, was es braucht. Als Entwicklungsbegleiter der ersten Jahre der Kinder tun wir gut daran, durch unser pädagogisches Wissen, unsere Aufmerksamkeit seinem Tun gegenüber und durch das Schaffen einer gesunden, warmherzigen Atmosphäre dem Kind zu seiner eigenen Weise, sich die Welt anzueignen, zu verhelfen, indem wir ihm ausreichend Möglichkeiten zum freien Spiel verschaffen.

Eigentlich ist es bedauerlich, dass die Bezeichnung „Kindergärtnerin“ ersetzt wurde durch die der „Erzieherin“. Mit dem Garten, in dem man den jungen Pflänzchen zum Wachsen verhilft, wird viel schöner ausgedrückt, was in diesem umfassenden Sinne mit frühkindlicher Erziehung gemeint sein könnte: eine behutsame, nicht-direktive Begleitung, ein Abschirmen vor negativen Einflüssen, Aufmerksamkeit und Unterstützung, Geduld und Fürsorge, damit das Kind wachsen und reifen kann. Er-*ziehe* ich, weiß ich schon, wohin ich ziehen will, möglicherweise ungeachtet dessen, was das Kind als Individualität gerade braucht und wohin es sich entfalten will. Einen Garten assoziiert man mit Draußen-sein, mit Frische, Bewegung und vielfältigen Sinneseindrücken, mit Fröhlichkeit und ungeheuren Erfahrungsmöglichkeiten, mit Tätigsein und einer Gärtnerin, die ihren Garten liebt, die weiß, was zum Gedeihen nötig ist und ihn entsprechend pflegt. Deshalb bleibt zu hoffen, dass die Erzieher und Erzieherinnen in diesem Sinne immer noch Kindergärtner und Kindergärtnerinnen bleiben. Und es bleibt zu hoffen, dass man denselben, deren Zeit momentan von zunehmend anspruchsvolleren bürokratischen Aufgaben in Anspruch genommen wird, die Zeit, die sie eigentlich beim Kind verbringen sollen und wollen, wieder zurückgibt. Nicht damit „alles beim Alten bleibt“, sondern damit sie sich ihren wesentlichen Aufgaben widmen können.

⁷ in Petzold (Hg.), Puppen und Puppenspiel in der Psychotherapie, S.73

Dazu wäre es allerdings wichtig, den Menschen, die die bedeutsamste Aufgabe für unsere Zukunft verrichten, nämlich die Erziehung des kleinen Kindes, endlich den Stellenwert einräumt, der ihnen zusteht und ihnen die Freiräume schafft, der es ihnen erlaubt mit gut geschultem pädagogischen Blick die gesunde Entwicklung der Kinder zu begleiten. Noch immer wird in Deutschland diese Aufgabe zu gering geschätzt.